

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz
Band: 10 (1906)

Artikel: Sagen aus dem Kanton Appenzell
Autor: Heierli, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-110778>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sagen aus dem Kanton Appenzell.

Aus dem Manuskript von N. N. in Herisau, mitgeteilt von
Dr. J. Heierli in Zürich.

Die fahrenden Schüler.

So nannte man zu alten Zeiten die Studenten aus fremder Herren Ländern. Und weil sie so gelehrt waren, auch in Sprache, Sitten und Kleidung so ganz verschieden von den Appenzellern, hatte man gewaltigen Respekt vor Ihnen, denn solche, glaubte jeder, kennen die Zauberei aus dem Fundament. Kamen solche „Schüler“ in ein Dorf, und kehrten in einem Wirtshaus ein, schnell war die Stube überfüllt von Bauern, die um Rat und Hülfe baten. Dem Einen war sein Weib, dem andern sein Kind, dem dritten sein Vieh verhext usw. Die lustigen Gesellen merkten gleich, wie viel die Uhr geschlagen, gaben allerlei Ratsschläge, verschrieben manch Tränklein und flüsterten geheime Wundermittel ihnen in die Ohren. Was kümmerte es sie, half es oder nicht, sie kamen doch nicht mehr in diese Gegend. Ihnen machte es Spass und Freude, besonders als ihnen nach und nach so viel blanke Silberstücke in die Hand gedrückt wurden. Denn wo wäre ein Student, der das Geld nicht zu gebrauchen wüsste? Aber Wunderdinge konnten diese Schüler ausrichten.

Einst kam ein solcher in eine Berggegend unseres Ländchens; es war zur Zeit der Heuernte. Bei einer Wiese stand er stille, schaute dem regen Treiben der Arbeiter zu, plauderte und scherzte mit den Mädchen, die ihm jedoch sehr furchtsam Antwort gaben. Plötzlich rief der Bauer: „He! Herr Schüler, es wär besser, Ihr würdet uns helfen das dürre Heu unter Dach zu bringen. Seht Ihr nicht, wie sich die Wolken türmen, es gibt ein Gewitter“. „Was gebt Ihr mir, wenn ich es allein, vor dem Ausbruch des Gewitters in die Scheune bringe?“ rief lachend der Schüler. „Einen Brabantertaler“ (nach dem jetzigen Gelde 5 Fr. 88 Rp.) sagte der Bauer. „Topp, es gilt“, rief der Schüler, murmelte unverständliche Worte, und: Wunder über Wunder! Die Maden (so nennt man die langen Reihen aufgeschichtetes Heu) fiengen an zu kriechen, krümmten ihre Rücken wie Raupen (Teufelskatzen) und krochen in aller Eile der Scheune zu, eine

nach der andern die Tennleiter hinauf. Auf dem Heuboden legten sie sich friedlich nebeneinander, und in kurzer Zeit war alles Heu unter Dach und Fach. Mit Staunen und Entsetzen hatten der Bauer und seine Arbeiter zugeschaut; sie durften sich nicht rühren, aus Furcht, die Maden könnten um ihre Beine kriechen. Als die letzte in Ruhe war, gab der Bauer dem Schüler den Taler. Er hätte ihn lieber durchgeprügelt, wenn er nicht Unheil gefürchtet hätte, denn er glaubte steif und fest, sein Heu sei verhext. Der Schüler zog fröhlich seines Weges. Der geängstete Bauer, wusste lange nicht, was er mit dem Heu beginnen solle. Weil es immer so ruhig blieb, und kein Blättchen sich bewegte, wagte er es, einem halbkrepierten Vieh davon zu geben, weil der Schaden nicht gross sei, wenn es zu Grunde gehe. Aber siehe! es fieng an sich zu erholen. Jetzt wurde der Bauer beherzter, gab einer Kuh von dem Heu. Diese gab viel mehr und fettere Milch als früher. Nun wuchs dem Bauer der Mut, er fütterte alle seine Kühe mit dem Heu und trug grossen Nutzen davon. Wie sehnlich er alle Heuernte einen Schüler herbeiwünschte, lässt sich denken, aber es kam keiner mehr.

Ein andermal kam ein Schüler in ein Bergdorf, und gieng eben beim Schulhause vorbei, als die Kinder lärmend heraus stürzten. Die armen Kleinen kannten ihn nicht, sonst hätten sie es unterlassen, ihn zu necken; so aber spotteten sie über ihn, riefen alle erdenklichen Schimpfnamen und zogen ihm mit grossem Geschrei nach. Eine Weile liess der Schüler es sich gefallen; aber endlich packte er einen Knaben und schlug ihm mit der Hand auf sein Lästermaul. Welch ein Schrecken! er konnte kein Wort mehr sprechen. Schreiend und heulend zog sich die Schar zurück, erzählten es den Eltern und wiesen auf den zitternden Knaben, der nur lallen, aber kein Sterbenswörtchen mehr reden konnte. Alles, Jung und Alt, eilten nun dem Schüler nach; etwa um ihn zu züchtigen?, nein bewahre! Um ihn zu bitten, dass er dem Knaben die Sprache wieder zurück gebe. Sie holten ihn bald ein. Lange wollte der Schüler nichts von der Sache hören; endlich erbarmte er sich, schlug dem Knaben wieder aufs Maul, und dem Schlag nach konnte er reden wie ein Papagei. Der Schüler zog fröhlich von dannen, denn er war reichlich beschenkt worden, und freudig klimperte er mit den Silberstücken.

Mein Grossvater erzählte einst: „Ich war ein unbändiger Bub, frech und grob. Begegnete mir eines Abends ein fahrender Schüler und fragte nach dem Weg. „Geh nur der Nase nach“, spottete ich. „Wart Bürschchen, dich werd ich kriegen“, sagte er zornig. „Und du kriegst mich nicht“, rief ich lachend und eilte wie eine Reh nach Hause. Nach dem Nachtessen gieng ich wie gewöhnlich zu Bett, aber kaum hatte ich mich hineingelegt, als eine Elster an das Kammerfenster pickte und mir zurief: „Mach auf, Kleiner, ich will dir recht schöne Geschichten erzählen“. Mit einem Sprung war ich aus dem Bett, eine Elster zu haben, die sprechen könnte, ja, das wäre eine Freude; aber auf dem halben Weg stand ich stille; ein Gedanke kam plötzlich über mich: eine schwatzende Elster ist gewiss eine Hexe. Ich kroch wieder in mein Bett, zog die Decke über die Ohren, damit ich sie weder sehe noch höre. Auf einmal wurde die Kammertüre aufgerissen, mein Vater trat ein! „Bube, sprach er zornig, was hast du getan“? Ich sagte ihm, was ich dem Schüler für eine Antwort gegeben. „Ein andermal halt dein gottloses Maul, sonst gibt es Unglück“. Dann gieng er zum Fenster, wo die Elster noch pickte, klemmte eine Salomonische Wurzel (bekanntlich ein Schutz gegen Hexen) zwischen Fenster und Pfosten, schrieb Sprüche übers Fenster, machte 3 grosse Kreuze an die Wand, und siehe! die Elster flog fort, kam auch nicht wieder, ich konnte nun ruhig schlafen, aber nie habe ich wieder einen Schüler gefoppt.

Der Fluch der Bettlerin.

Vor alten Zeiten durchzog viel heimatloses Volk, Korbflechter, Scherenschleifer, Kesselflicker usw. das Land. Es verlegte sich jedoch mehr auf den Bettel als auf die Arbeit, eine wahre Landplage besonders für die armen Bauern, in deren Ställen und Scheunen sie sich aufhielten. Warum litt man sie? wird Mancher fragen; aus Furcht! Denn zu jenen Zeiten herrschte noch dunkler Aberglaube, und man sah in jedem herumziehenden Vaganten einen Schwarzkünstler, in jeder hergelaufenen Dirne eine Hexe oder Zauberin. Darum gab man ihnen reichlich, damit sie Menschen und Vieh nicht verhexten und verzauberten.

Wehe dem Bauer, dem der Geiz höher gieng, als die Furcht! Man erzählte Schauderdinge, wie sie sich gerächt hatten. Einst kam eine heimatlose, hochschwangere Weibsperson zu so einem

geizigen Bauer und bettelte um Gotteswillen um einen Teller Sulz, ein Lieblingsgericht der Appenzeller ¹⁾. Da kam sie schön an. „Was“! rief zornig der Bauer, „meine schöne Sulz soll ich einer hergelaufenen Betteldirne geben“? Sie weinte und flehte, umsonst. „Und wenn ich eine ganze Stange voll hätte, gäb ich dir nichts“, so tobte der Bauer. Sie beschwor ihn um aller Heiligen Willen, er solle sich ihres Zustandes erbarmen; schon lange schmecke ihr kein Essen mehr, all ihr Sehnen und Verlangen sei nach Sulz, sie hoffe sich zu erholen, wenn sie geniessen könnte, sonst müsste sie verschmachten. Desto besser schrie der Bauer: „Wenn du mit deiner Bettelbrut nur geschwind krepierst, geh zum Henker! Du gehörst doch zu ihm“. Wie elastisch schnellte die zusammengesunkene Gestalt empor, hochaufgerichtet stand sie vor dem Bauer, erhob drohend die Rechte zum Himmel und sprach mit flammendem Blick und furchtbarer Stimme: „Hartherziger Mensch, wie du mir einen Teller mit Sulz verweigerst, so sollst auch du keine mehr geniessen in deinem Leben, und wie du mir keine Ruhe gönnst in deinem Hause, sollst du keine Ruhe finden im Grabe, sondern Jahrhunderte lang musst du auf derselben Stelle, auf der ich mein Leben aushauche mit einem Teller Sulz stehen, und was du mir verweigerst, sollst du jedem anbieten, aber niemand wird es dir abnehmen“. Dann schritt sie langsam von dannen. Der Bauer konnte wirklich keine Sulz mehr essen; wenn er schöpfen wollte, so fieng es in dem Gefäss an zu wimmern und klagen, zu ächzen und stöhnen, dass ihm die Haare zu Berg standen. Bald darauf starb er. Und auch der zweite Fluch gieng in Erfüllung; genau an derselben Stelle, wo man die Bettlerin tot aufgefunden hatte, stand nun der geizige Bauer mit dem Teller voll Sulz, unter kläglichen Geberden den Vorübergehenden anbietend, das jedoch niemand annahm, die Beherzten schritten rasch vorüber, die furchtsamen flohen ihn.

Das Unghür²⁾.

Zwei Bauernburschen liebten ein junges, schönes Mädchen in der Nachbarschaft. Beide baten um ihre Hand, beide ver-

¹⁾ Man schneidet neuen ungesalzenen Käs ganz fein in ein Gefäss, übergiesst es mit Wasser, deckt es zu, lässt es einige Tage stehen, bis das Wasser eine schleimige Brühe ist und der Käs so schlüpfrig ist wie ein Aal, dann lässt man es den Hals hinuntergleiten, essen kann man kaum sagen.

²⁾ Ungeheuer, Gespenst.

sprachen, sie glücklich zu machen. Sie liebte nur einen. Sie gab dem ihre Hand, der ihr Herz schon hatte, und das war recht. Der andere bestürmte sie mit Bitten, sie solle den andern fahren lassen, sie werde unglücklich, nur mit ihm könne sie glücklich werden. „Nein“, entgegnete das Mädchen, „wir lieben einander und das ist unser Glück. Sei vernünftig, schlag diese Gedanken aus dem Sinn, heirate ein hübsches braves Mädchen, das Dich liebt, und sei wieder unser lieber Nachbar“. „Und ich sage Dir, es gibt ein Unglück; wenn du den andern nimmst!“ rief er trotzig und gieng. Sie achtete wenig auf seine Drohungen; er sei im Zorn, der werde schon verirauchen. Kurze Zeit darauf feierten sie die Hochzeit, und lebten still und glücklich beieinander, nicht achtend des Nachbars finstre Miene; denn sie hofften, er werde bald wieder der Alte sein. Aber sie täuschten sich. Je glücklicher sie lebten, desto zorniger wurde er. In einer Nacht ward er von schlechten Gedanken überwunden, er gieng zum Hause des Nachbars als alles im tiefen Schlafe lag, kletterte an demselben hinauf, öffnete ein Fenster und schlich leise hinein. Die jungen Ehegatten, nicht Arges denkend, lagen im süßen Schlummer. Rasch zog er den Säbel und hieb mit aller Kraft dem jungen Mann den Kopf ab. Von dem Schlag erwacht die Frau, sieht das Blut aufspritzen. Der Schrecken macht sie fast erstarren; doch sobald sie den Mörder erblickt, der regungslos dastand, schnellt sie empor. Zu ihm hinein und den Säbel entreissen, ist das Werk eines Augenblicks. „Ich könnte dich auch töten, wie du meinen Mann getötet hast, aber diese Strafe wäre viel zu gering, du hast gehandelt wie ein Unghür und das sollst du bleiben. So viel Jahre sollst du als Unghür umhergehen, so viel Tage mein Mann und ich im Ehestand verlebten und zwar auch ohne einen Kopf, wie mein lieber Mann jetzt dort liegt“. So sprach sie mit schauderhafter Stimme, dann sank sie tot nieder, auf die Leiche ihres Gatten. Der Mörder ward zur Stunde in ein Unghür verwandelt, man sah ihn oft ohne Kopf am Hause emporklettern. Die Zeit ist vorüber; er hat nun Ruhe.

Die Zössler (feurige Männer).

Bekanntlich hat es vor alten Zeiten viel Zössler gegeben. So glaubte man, ein Mensch der den Hag oder die March in des Nachbars Boden hinein verlege, werde nach seinem Tode ver-

dammt, als feuriger Mann in jener Gegend umherzuschwärmen, in welcher er seine Frechheit verübt hatte. Er kann nicht zur Ruhe kommen, bis seine Nachkommen den Schaden wieder gut gemacht, das heisst die March an die alte Stelle gerückt haben. In einer kleinen Gemeinde unseres Ländchens starb ein wohlhabender Bauersmann, der von jedermann geachtet wurde, doch bald hiess es, er sei Diesem und Jenem erschienen. Einst gieng sein Sohn spät aus dem Wald nach Hause, da begegnet ihm sein Vater als feuriger Mann. „Ach Gott im Himmel, Vater, was habt Ihr getan?“ rief der Sohn voll Entsetzen, als er in dem Zössler seinen Vater erkannte. Der Alte deutete nach dem Grenzstein. „Ich will alles in Ordnung bringen, damit ihr erlöst werdet“, beteuerte der Sohn. Der Alte reichte ihm die Hand vor. Eine feurige Hand zu fassen, hatte der Sohn nicht Mut, er hielt ihm das umgekehrte Beil entgegen, der Alte fasste es seufzend und verschwand; das Beil aber war an jener Stelle kohlschwarz.

Von den Selbstmördern.

Diese hatten ebenfalls keine Ruhe im Grabe. Suchte Einer den Tod im Wasser, so konnte man an gewissen Nächten den Unglücklichen sehen, wie er mit dem Wasser kämpfte. Das Schlucken und Gurgeln hörte man meilenweit. Suchte Einer den Tod im Wald, so hörte man das höllische Gelächter des Bösen, sowie das markdurchdringende Geschrei des armen Opfers. Machte Einer in seinem Hause seinem Leben ein Ende, so hatte man keine Ruhe mehr darin. Denn in der Nacht hörte man Türen auf- und zuschlagen, Geräusch und Gepolter, Ächzen und Stöhnen. Ich kann mich noch gut erinnern, dass mir meine Mutter ein Haus zeigte, wo in nicht gar langer Zeit drei Selbstmorde begangen wurden. Dort bei der Tür stand alle Nacht ein rabenschwarzer Ziegenbock. Beherzte Leute, welche näher traten, sahen jedoch, dass es der böse Geist sei, denn jeder Selbstmörder mache seinem Leben nicht allein ein Ende, sondern der T gebe ihnen den Todesstoss.

Die Höllenfahrt.

In der guten alten Zeit kam Satanas nicht nur die Seelen der Selbstmörder zu holen, nein: er holte lebende Personen mit Leib und Seele. Etwa eine Viertelstunde von meiner Geburtsstätte entfernt, lebte ein ruchloser Bauer. Grobe Reden, Fluchen

und Schwören war seine Sprache, sein Leibspruch war, der T soll mich holen, wenn es nicht so ist. Seine Nachbarn verwiesen es ihm ernstlich, er lachte drob. In einer Nacht besuchte er wie gewöhnlich seine Nachbarn (in unserer Sprache heisst es zur Oberen¹⁾ gehn). Heute trieb ers am ärgsten. Als ihn die andern zur Ordnung wiesen, lachte er höhnisch: „Ihr seid halt noch Schulbuben und fürchtet den Hörnlemann; ich fürcht ihn nicht, mag er nur kommen, so weiss ich wie er aussieht“. Die Bauern entsetzten sich ob dieser Rede. Man gieng frühzeitig nach Hause. Eine kleine Strecke giengen sie zusammen, dann teilte sich der Weg. Kaum hatte der Lästler die andern verlassen, so hörten sie von jener Seite ein entsetzliches Geschrei. Erschrocken und erstaunt, was es doch sei, eilten sie dem Geschrei nach, fanden aber nichts als einen Schuh von dem Nachbar; in der Luft aber hörte man das höllische Gelächter des Bösen und das schauerliche Geheul des Bauern. Bestürzt eilten die Männer zu seinem Weibe und erzählten was geschehen; sie glaubte ihnen nicht, liess Männer aufbieten, um nach dem Verschwundenen zu suchen, man fand aber keine Spur. Und bis auf den heutigen Tag hat man von ihm nichts gehört und gesehen. Der Schuh wurde von der Familie noch lange aufbewahrt.

Die Allaraun.

Wenn man um Mitternacht, in der sogenannten Geisterstunde, unter einer dreigipfligen Haselnussstaude in den 3 höchsten Samen gräbt, so findet man ein Tierchen, an Gestalt und Farbe wie eine Kröte, jedoch kleiner. Dasselbe hat die wichtige Eigenschaft, Geld zu legen. Man muss nämlich dem Tier alle Tage ein Geldstück unterlegen, gross oder klein, nachdem man's eben hat, und in einer Viertelstunde kann man zwei gleiche Stücke wegnehmen. Natürlich schiebt man grosse Stücke, Taler oder Dukaten unter, sobald man solche hat, und ist in kurzer Zeit steinreich. Warum, wird der l. Leser fragen, gräbt man nicht mehr und öfter nach diesem Tierchen? ja, das hat seinen Hacken! Man muss die Allaraun alle Tage im Esslöffel baden und aus dem Teller füttern, den man selber braucht. Bei Leibe kein anderes Geschirr! Ein armes Ehepaar hatte sich so eine Allaraun gegraben. Nach und nach wurden sie wohlhabend und endlich sehr reich. Zuerst glaubte man, es gehe ihnen gut, weil sie

¹⁾ Vgl. SCHW. ID. I, 40 *Abere* II. [RED.]

fleissig seien, allein als man nachrechnete, fand es sich, dass es ihnen den Einnahmen nach unmöglich wäre, auch nur einen Teil von ihrem Vermögen zu besitzen und schliesslich entdeckte man, dass sie eine Allaraun besassen. Nun, kurz und gut, sie waren weitaus die Reichsten in der Gemeinde. Sie liessen ein prächtiges Haus bauen, wenige Schritte vom Dörfchen entfernt, an dem Scheideweg von 2 Strassen, einen Prachtbau, der jetzt noch, nach so vielen Jahren der schönste in der Gegend ist. Das Ehepaar lebte im Glanz und Überfluss. Der Mann starb und seine Frau pflegte die Allaraun getreulich, endlich starb auch die Frau. Sie wollte ihren Nachkommen die Allaraun übergeben, aber niemand wollte das hässliche Tier. Aber nun hatten sie keine Ruhe in dem schönen Haus; alle Nächte kam die Frau im Leichenkleid ihre Allaraun zu füttern, die mit kläglichem Geschrei sich der Herrin nahte. Sie war auf keine Art aus dem Hause zu bringen; doch legte sie nicht mehr. Niemand wollte in dem verrufenen Hause wohnen. Einst wagte es doch wieder ein kecker Mann. Als die Frau in der Nacht kam, nahm er die Allaraun und trug sie hinaus der Frau nach bis auf den Kirchhof, legte sie aufs Grab, am Morgen fand man das Tier tot und im Hause herrschte nun Ruhe, noch jetzt leben Nachkommen von jener Frau darin, und sind noch immer reich.

Von den Hexen.

1. Auch Hexen hat es vor Zeiten bei uns gegeben wie an so vielen anderen Orten, so war eine Schmiedsfrau sehr berühmt in ihrer Kunst. Dieselbe ritt oft und viel auf den Bloksberg (oder Heuberg wie er oft bei uns genannt wird). Der Schmied hatte 2 Gesellen, einer ein frischer, resoluter Bursch, der andere still, fast schüchtern. Da merkte der fröhliche Geselle, dass sein Kamerad immer stiller wurde und sehr abmagere und fragte ihn nach seinem Kummer. Lange wollte er nicht heraus mit der Sprache, endlich entdeckte er ihm, dass alle Nächte seine Meisterin komme, ihm einen Zaum anlege, dann sei er im selben Augenblick ein Ross und müsse mit ihr auf den Heuberg. Des Morgens wenn er zur Arbeit müsse sei er totmüde und wie zerschlagen. „Lass mich nur machen, heute Nacht gehst Du in meine Kammer und ich in Deine, sag' aber kein Wort“. Nachts wurde der Tausch gemacht, nicht lange hatte der resolute Bursch zu warten. Die Meisterin kam leise in die Kammer mit einem Zaum in der

Hand, den sie ihm anlegen wollte, aber der Geselle nahm ihr den Zaum so schnell wie der Blitz aus der Hand, legte ihn ihr selber an, und sofort ward sie zum Ross, er aber ritt nicht auf den Bloksberg, sondern führte sie in die Schmiede, beschlug sie wie ein anderes Ross, freilich war sie widerspänstig, aber es gelang. Am Morgen erzählte er seinem Kameraden was er gemacht und beide beschlossen den Abschied zu nehmen. Als der Meister in die Schmiede trat, sagten sie ihm ihr Vorhaben. Ungern entliess er sie; aber ein Abschiedsmal müssten sie miteinander halten. Er rief seiner Frau, die lange nicht zum Vorschein kommen wollte. Endlich kam sie, aber, o Schrecken, sie hatte Eisen an den Händen und Füssen. Voller Entsetzen starrte sie der Meister an; doch die Beteiligten schwiegen. Die Gesellen reisten bald ab, und der Abschied von der Frau gieng ihnen nicht zu Herzen; aber der liebe freundliche Meister dauerte sie.

2. Ein Schustergeselle, der in einer Kammer schlief, durch die der Schornstein oder das Kamin gieng, hörte oft in der Nacht ein Geräusch in demselben. Er konnte es sich nicht erklären und beschloss aufzupassen. Er machte ein Guckloch in die Küche hinunter, und stellte sich nachts auf die Lauer. Da sah er seine Meisterin, wie sie mit einer Salbe einen alten Besen bestrich, sich darauf setzte und mit den Worten „Auf und an! stoss nirgends an“ zum Kamin hinausflog. Das dünkte den Gesellen doch gar zu lustig. Er eilt in die Küche, nimmt einen andern Besen, bestreicht ihn mit der Salbe und im Hui ist er zum Schornstein hinaus. Mit rasender Schnelligkeit gehts durch die Lüfte, endlich sieht er den Bloksberg, macht Halt und findet hier eine bunte Gesellschaft von alten und jungen Hexen und Hexenmeistern. Satan wollte eben mit der ältesten widerlichsten Hexe den Tanz eröffnen. Als er den neuen Ankömmling erblickte, gieng er freundlich auf ihn zu, führte ihn in den Kreis, gab ihm eine schöne Hexe an die Hand, und der Tanz gieng los. Dem leichtsinnigen Schuster gefiel es ganz gut, man ass, trank, spielte und tanzte bis es spät und Zeit war nach Hause zu gehen. Da kam Satan mit einer Pergamentrolle zu dem Schuster, bot ihm eine Feder, um den Bund mit ihm zu unterschreiben und zwar mit seinem eigenen Blut; denn er gehöre ihm auf ewig, weil er am Hexensabbat teilgenommen. Dies war dem Schuster doch zu bunt. Er wollte nicht unterschreiben, er müsse doch alle Bedingungen wissen und was er

für Lohn kriege. Der T wurde ärgerlich: „Mit einem Schuster ist nichts anzufangen, scher Dich fort!“ Als er sich aber auf den Besen setzte, schrie ihm Satan zu: „Auf und an, stoss an allen Orten an“, und sogleich stiess er an einen Felsen. Mit grosser Lebensgefahr stieg er hinab und kam erst nach vielen Tagen nach Hause. Er suchte sich einen andern Meister und in seinem ganzen Leben ritt er nie mehr auf einem Besen auf den Bloksberg.

3. Das „Teuferbabele“ war eine verrufene Hexe. Sie plagte Menschen und Vieh auf das Grausamste. Die gesunden Menschen bekamen durch sie die Auszehrung, lahme Glieder usw. Das Vieh gab keine Milch oder schlechte, am Morgen hiengen die Kühe halb oder ganz krepirt an der Krippe. Kurz, es war eine Plage mit dem Babele, dass es eine Art hatte und man wurde sie nicht los. Am liebsten, so erzählte sie selber, habe sie sich verwandelt, bald in diesen, bald in jenen Gegenstand, auch in Tiere; dann habe sie die Menschen recht gefoppt. Einmal habe sie sich in einen Baumstumpf verwandelt, ein Geschirrhändler, der müde des Weges zog, habe seine Zeine auf sie gestellt und sei daneben ins Gras gesessen, um auszuruhen. Während er sich den Schweiss von der Stirne trocknete, fieng der Stock an sich zu bewegen, und rollte mit der Zeine voll Geschirr den Abhang hinunter, das Geschirr zerbrach in viel tausend Stücke. Der Händler sei entsetzt nachgesprungen, sein verzweifelt Gesicht, sein Jammern und Wehklagen, seine Gebarden seien ihr ganz lächerig vorgekommen. Ein andermal habe sie sich verwandelt in ein Stück Holz bei einem Bauplatz. Als die Gesellen ihr Vesperbrot verzehrten, seien sie auf das Holz gesessen, sie sei fortgekugelt, die Gesellen hinunter gepurzelt, das habe sie gefreut. Bald sei sie eine Katze gewesen, bald ein Uhu usw., aber immer habe sie den Menschen ein Andenken hinterlassen, die ihr zu nahe kamen. Natürlich wäre man sie gerne los gewesen und gieng zu den geschicktesten Hexenbannern. Lange vergeblich. Endlich machte einer ihr den Garaus. Alles frohlockte bei des Babels Tod. Nach ihrem Tode war sie erst recht eine Plage. Sie rumorte in den Nächten im Hause herum und richtete solchen Spektakel an, dass man, um Ruhe zu haben, den Henker kommen liess. Der gieng in die Spukammer. Den Leib fieng er geschwind und steckte ihn in eine Kiste; der Kopf aber machte ihm viel zu

schaffen; denn so oft er ihn anfassen wollte, rollte er wieder fort. Endlich gelang es ihm doch; schnell schob er ihn in die Kiste und vergrub diese im Gündertobel. Dort wird sie wohl ruhig sein; denn die Kiste ist mit ungeheuer grossen Steinen bedeckt.

4. In Urnäsch trieb des Christen Regi [Regina] ihr Wesen. Wie die Vorige plagte sie Menschen und Vieh. Sie musste nur ein Messer in die Wand stecken, dann fieng es an zu rinnen von Milch, wie Wasser aus einer Brunnenröhre. Auch verwandelte sie sich öfters in einen Fuchs. Wenn der Nachbar sein Vieh tränkte, sprang sie hin und her, die Kühe aber zerstoben bei ihrem Anblick nach allen Himmelsgegenden und der Bauer hatte seine liebe Not, bis er sie zusammenbrachte. Einst besuchte ihn ein Freund und sah den Spektakel. „Warum schiessest Du nicht auf den Fuchs?“ fragte dieser. „Ich darf nicht, die Kugel würde mich selber treffen, sagte der Bauer“. „A bah, ich probiers“. Am nächsten Morgen stellte er sich auf die Lauer, als der Andere tränkte. Der Fuchs kam wie gewöhnlich. Er zielte, schoss und traf ihn in den Hals, doch konnte er noch forteilen. Am selben Tage sagte des Nachbars Kind, die Regi habe am Halse geblutet und sei jammernd die Stiege hinauf- und abgesprungen, man habe den Arzt geholt, aber sie sei ausgeblutet und liege jetzt tot in der Kammer. Auch hier gab es keine Tränen. Nach dem Tode spukte es ebenfalls in ihrer Kammer. Niemand durfte mehr im Hause wohnen als ihr Bruder, der schwur, er wolle sich schon Ruhe schaffen. In der Nacht wenn das Gepolter anfieng, gieng er mit dem offenen Säbel in die Kammer, hieb kreuz und quer in die Luft und rief: „Regi, sei ruhig oder ich zerhaue Dich“. Es nützte nichts, es ward nur ärger. Da gieng er zu Messmers Sepple, der kam um Mitternacht, fieng die Hexe, steckte sie in einen Sack und vergrub sie im Hundwilertobel. Erst jetzt hatte man Ruhe, und auch sie regt sich wahrscheinlich nicht mehr.

5. Eine alte Frau kam eines Tages zu meiner Mutter, und bat, sie möge ihr erlauben sich in der Stube zu wärmen und auszuruhen. Die Mutter, mitleidig von Natur, wies ihr einen Platz am warmen Ofen an und fragte sie, woher sie komme und warum sie in solcher Kälte so leicht gekleidet umhergehe. Die Alte seufzte und sprach: „Ich wohnte bei meinem Sohn in der Nachbargemeinde, dem ist seit längerer Zeit am Weben viel

geschadet worden, bald das Garn verschnitten, bald der Rammen, die Blattzähne ausgebrochen u. a. m., den Kindern das Kleidchen am Leibe und die Schuhe an den Füßen zerschnitten, so dass er ein armer Mann geworden sei. Nun habe ein Kind gesagt: „Vater, es ist die Grossmutter!“ Zuerst habe er es nicht geglaubt, aber später doch und jetzt müsse sie in die Welt hinaus. Meine Mutter sagte ihr: „Ich weiss nicht, ob du solche Sachen treibst; wäre es der Fall, so könnte kaum eine Strafe zu gross sein für dich, wenn du dein eigen Fleisch und Blut so ins Elend und Verderben bringst. Bist du unschuldig, so ist dein Sohn ein schlechter Mensch“. Sie redeten noch weiter miteinander, und der Mutter gefielen ihre Reden immer weniger. Endlich sagte die Mutter: „Frau, Du hast dich gewärmt, gehe jetzt nach Hause oder zu Freunden“. Die Alte gieng, fast gereute es die Mutter, als sie sah, wie die Alte kaum gehen konnte und immer wieder zu Boden fiel. Am andern Morgen hörte sie, dass die alte Hexe, welche dem eigenen Sohn so viel zu Grunde gerichtet habe, tot sei. Sie habe nicht wollen aufhören ihren Sohn zu quälen, obwohl ihr der Hexenbanner mit dem Tode gedroht hatte. Ihr Sohn hatte sie nicht verstossen, aber sie konnte vor Furcht nicht mehr dort bleiben. Sie starb in einer Scheune. Mit blutigem Gesicht und Händen lag sie da, sie hatte eine Hechel bei sich und war immer auf dieselbe gefallen.

6. Es mögen etwa ein Dutzend Jahre her sein, da gieng ein Mädchen Erdbeeren zu suchen. Auf dem Heimweg begegnete ihr eine Frau und fragte sie so vielerlei, dass das Mädchen zuletzt kurze oder gar keine Antwort gab. Nun spazierte ein Kätzchen auf dem Hag. Das Weib nahm die Katze beim Schwanz, drehte sie dreimal herum und warf sie dem Mädchen vor die Füsse. Das Mädchen hatte Mitleid mit dem armen Tierchen, streichelte es und richtete es wieder auf, dann gieng das Kind nach Hause. Kaum konnte es noch die Wohnung erreichen, so krank und matt war es. Man holte schnell einen Arzt, der konnte die seltsame Krankheit nicht erkennen. Alle ärztliche Hülfe war umsonst. Jetzt gieng der Vater zum Scherer, der ihm versprach zu helfen, wenn er alles genau mache wie er befehle. Er gab ihm eine Medizin, aber er dürfe nicht ausruhen, es werde ihm scheinen, die Medizin würde immer schwerer und dann werde, sobald er zu Hause angelangt sei, dasjenige kommen, welches an der Krankheit schuld sei. Wenn die Per-

son etwas bringe, solle er nichts annehmen, sei es zum Essen oder sonst ein Gegenstand, lasse sie es absichtlich liegen, so solle ers ohne weiteres ins Feuer werfen. So geschah es. Kaum war er im Hause, kam schon besagtes Weib, fragte wie es dem Kinde gehe und wollte ihm eine schöne Torte bringen. Der Vater weigerte sich es, es anzunehmen. Sie wollte nicht aussetzen. Zuletzt fertigte er sie barsch ab, mit den Worten: „Mein Kind ist nicht krank und wenn sie etwas braucht, kauf ich's selber“. Das Weib gieng. Bald wurde das Mädchen gesund, das Weib aber besuchte sie nie mehr.

Der alte Senn.

Eine Voralpe im Appenzellerland heisst das Unghürflüehle, weil in jener Hütte es unrichtig sei, so dass niemand gern dort über Nacht blieb. Ein armer Gaisbueb, dem es eines Abends zu spät wurde, in seine Hütte zu gehen und dort sich nicht fürchtete, blieb über Nacht hier. In der zwölften Stunde öffnete sich die Hüttentür, ein alter Senn mit gelben Hosen und rotem Brusttuch kam herein, stillschweigend nahm er die Löffel und Messer, legte sie auf den Tisch, holte einen Napf mit Milch, dann Käse, stellte alles nebeneinander und schaute immerfort nach der Tür, als erwarte er jemand zum Essen. Nach etwa einer halben Stunde stellte er alles wieder ans Ort, wo er's weggenommen und gieng hinaus. Er schien den Gaisbueb nicht zu bemerken. Derselbe schlich ihm nach. Vor der Hütte stand ein Brunnen. Dort auf dem Brunnenkopf sass der Senn, den Kopf in die Hand gestützt. Der Bueb schlich näher; da sah der Senn auf und plötzlich war er verschwunden. Der Bueb erzählte manchmal, er könne nicht begreifen, wohin er gegangen sei. Er habe kein Aug von ihm gewandt, er müsse unsichtbar geworden sein.

Der Teufel als Spinebueb.

Spinebueb nennt man bei uns die ledigen Burschen, welche nachts ihr Mädchen besuchen, um mit ihm zu plaudern und zu scherzen. Nun lebte in der Gemeinde H. ein nicht allzuschönes Mädchen, das keinen Schatz bekam und sehr gern einen gehabt hätte, obwohl ihre Eltern so recht zuwider waren. Einmal gieng sie auf den Jahrmarkt, die Mutter schärfte ihr ein, dass sie bei Zeiten nach Hause komme und zwar ohne Begleiter. Zornig

und trotzig murmelte sie: „Heut will ich einen Spinebueb und wenns der Teufel selber wär“. Sie gieng zum Tanz; aber auch diesmal gieng sie leer aus; kein Bursche wollte sie begleiten. Missmutig trat sie allein den Heimweg an. Nicht weit war sie gegangen, da trat ein wohlgekleideter Herr auf sie zu und fragte, ob er sie dürfe ein wenig begleiten, indem es doch für ein junges Mädchen unschicklich sei, so allein zu gehen. Mit Freuden sagte sie zu. Langsam wandelten die Beiden, Arm in Arm, den Weg hinan nach der Wohnung. Dort fiel ihr das Verbot ein und teilte es ihrem Begleiter mit, der wollte jedoch nicht umkehren, sondern schloss sie in seine Arme, drückte ihr zwei Küsse auf die Stirn, die ihr wie Feuer brannten und sie erzittern machte. „Giebt es sonst kein Plätzchen, wenn wir nicht dürfen in die Stube, dass wir noch können beisammen sein?“ „Ja freilich, in der Scheune, auf dem Heustock ist's ganz gemütlich“. Sie öffnete das Tor, der Mond schien hinein, der T (denn kein Anderer war's) gieng eilends die Leiter hinauf. Das Mädchen wollte folgen; aber mit welchem Entsetzen starrte sie auf ihren Begleiter. Auf seiner Stirn entdeckte sie zwei Hörner und seine Füsse waren ungestalt. Sie stand sprachlos vor Schreck, hatte aber so viel Geistesgegenwart, schnell ins Haus zu flüchten und die Türe zu verriegeln. Nun erzählte sie unter Tränen, was ihr begegnet sei und wie sie für ihre ruchlosen Worte bestraft sei. Natürlich durfte in der Nacht niemand in die Scheune. Erst am Morgen, nachdem man alte Gebete gelesen, welche in den alten Büchern zu finden waren und eben ein paar Nachbarn vorbei kamen, öffnete man das Tor. Der seltene Vogel war ausgeflogen. Das arme Mädchen aber hatte für ihr ganzes Leben ein Andenken; denn an jener Stelle wo sie der T geküsst hatte, bekam sie eine Erhöhung wie zwei Hörner. Von da an nannte man das Mädchen das Hörnle oder Teufelsmädchen.
